

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 21

Artikel: Das erste Lächeln
Autor: Meyer, Paul Edwin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669405>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

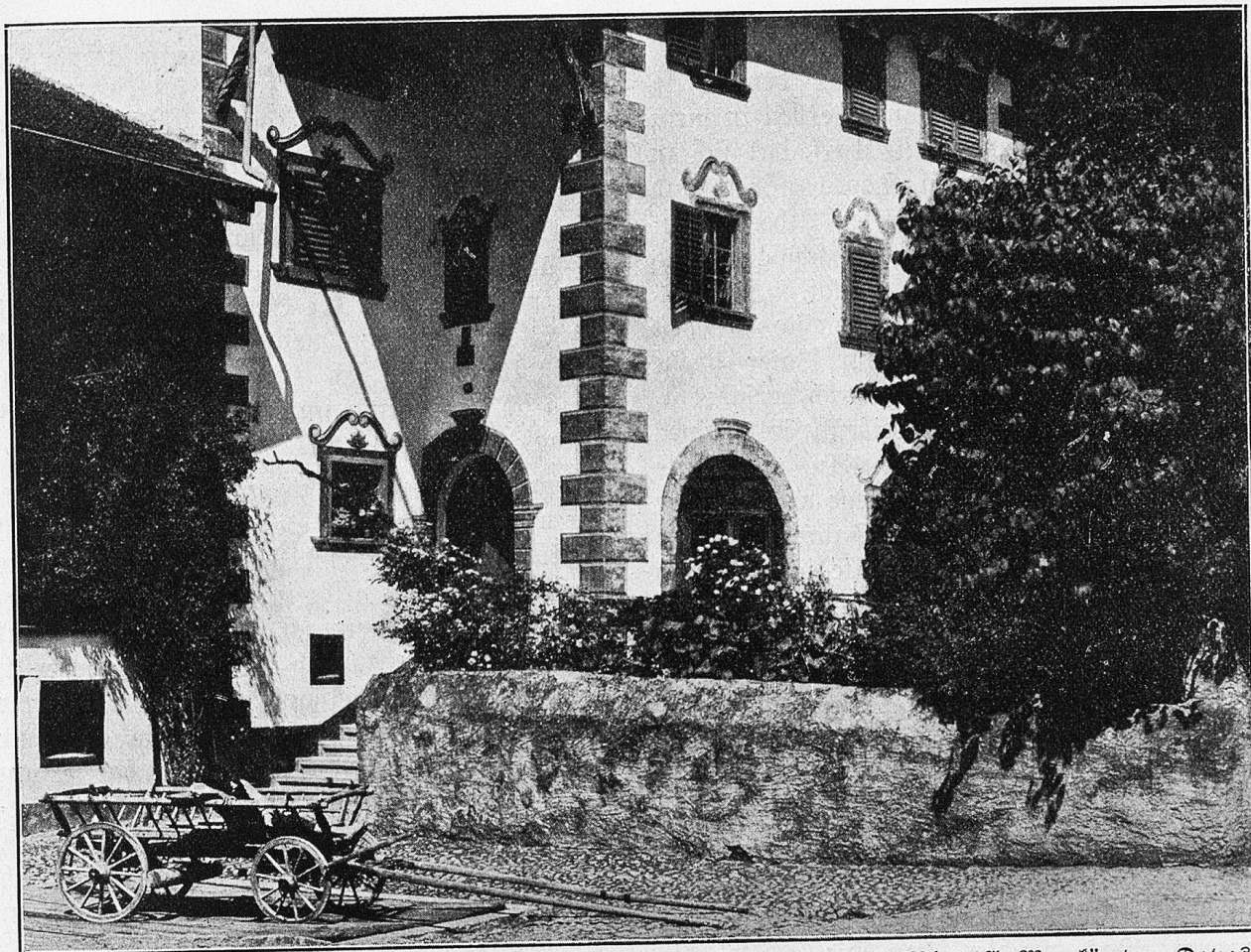
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Mittagsruhe in der Frühlingssonne, Motiv aus Malans.

Phot. E. Meerkämper, Davos.

Zur Heimat.

Welch ein Wandern, welch ein Schreiten,
wenn es in die Heimat geht
und dir frisch aus allen Weiten
Heimatluft entgegenweht.

Der Getreuen Herzenspforte
steht ja offen zum Empfang;
deiner warten goldne Worte,
Freude, Liebe und Gesang . . .

Doch im irdischen Erleben
ahnst du einen tiefern Sinn:
All dein Wandern, all dein Streben
geht zur obern Heimat hin.

Oft hast du beim Sterngefunkel
diese Heimatluft verspürt,
und du weißt, daß aus dem Dunkel
auch dein Weg nach oben führt.

Margarete Schubert.

Das erste Lächeln.

Erzählung von Paul Edwin Meyer.

Der Morgennebel verhängte die offenen Fenster meines Zimmers. Ich sah in der Schläfrigkeit, die mir die Augen verflehte, wie er dick und feucht war, und spürte ihn schwer auf den Lungen. Die Kälte kam frostig zu mir ans Bett und machte mich schauern. Die Decke war zurückgeschoben. Ich zog sie hastig höher, bis an das Kinn, warf mich gegen die Wand und wollte noch einmal schlafen.

Da klopfte es an die Türe und gleich rief man mich auch an. Beides: Klopfen und Rufen kam von meinem Vater. Sonst ließ er mich ruhig in den Tag hinein schlafen, bis mich Licht und Hunger weckten. „Steh auf!“ sagte er jetzt, ohne auf einen Laut von mir zu warten, „der alte Imholz verlangt nach Dir. Er liegt im Sterben.“

„So, so,“ regte ich mich und wußte selbst nicht,

warum ich nur das sagte, trotzdem ich völlig erwacht war. Vielleicht stieg es aus dem Mißklang auf, den das Wort vom Sterben in mein morgenhaft wonniges Gemüt warf, das sich zu keiner Stunde des langen Tages näher und klarer und gewisser dem warmen Leben gegenüber sieht als in den ersten Herzschrägen nach dem entwichenen nächtlichen Schlaf. „So, so,“ murmelte ich noch einmal und dachte an den alten Imholz, wußte, daß mein Vater große Stücke auf ihn hielt, erinnerte mich verschwommen, daß er einmal entscheidend in meines Vaters Leben gestanden hatte. An mir hatte er immer regen Anteil genommen; warum, war mir nicht klar. In den zehn Jahren, die ich schon dem Dorfe fern war, hatte ich ihn auch etwas aus dem Gesicht verloren; in den kurzen Ferien hatte ich viel bei ihm gesteckt. Das konnte aber kaum der Grund sein, daß er nach mir verlangte.

Ich erhob mich und fragte durch die Türe: „Was der nur von mir will in seiner Sterbestunde?“ Der Vater war gegangen. Trotzdem frug ich noch einmal, laut und nachdenklich: Was der nur will? Und fügte bei: Ich bin doch kein Arzt! Ich beeilte mich, in die Kleider zu kommen. Das machte schon die Kälte, die durch's offene Fenster hereinstrich und mir um die Glieder schlotterte. Es war mir aber auch darum zu tun, rasch zu dem Alten zu gehen. So stand ich bald unten, stat schon in Hut und Mantel, bevor die Mutter die Schokolade bereitet hatte, vertröstete, stürmte weg.

Das Haus, in dem Imholz wohnte, erreichte ich auf dem Wege, der mir noch aus Knabentagen im Schritte lag: Den Bach entlang, über die Holzbrücke, deren Dasein der gleiche Bach mit seinen wilden Wassern jedes Jahr in ernsthafte Frage stellte, dann mit der breiten Landstraße, etwa ein Duzend Telephonstangen weit. Wo das Dorf zu Ende ging und die ersten Tannen des Waldes ragten, noch schüchtern und doch schon frech, stand es, etwas schmalbrüstig, als wollte es dies den Tannen gleichtun, etwas niedrig, getreu dadurch der dörflichen Bauart, beschündelt, wie alle Dorfhäuser, auch bemalt. Die Farbe war grell. Das kam von dem Gegensatz mit dem unteren Dorfteil, in dem kein Haus sonst bestrichen war. In zwei frohen Reihen standen die Fenster blitzsauber übereinander. Das Dach war wie eine kleine Pyramide aus Ziegeln und duldete in seiner grauen Be-

scheidenheit, daß das seitwärts aufgeschlitzte Ramin es überragte.

Vor dem Hause holte ich den Pfarrer ein. „Grüß Gott“, sagte er, mir die Hand reichend, „wohin des Wegs?“ — „Zum alten Imholz, Herr Pfarrer,“ gab ich zurück und sah, wie das Erstaunen ihm aus den Augen sprang. Er war noch nicht lange in der Gemeinde, kannte mich vor allem als Sohn meines Vaters, hielt mich gewiß für stolz. Ich zürnte ihm das nicht. Ging ich doch wenig unter die Leute, wenn ich einmal zu Hause war.

Frau Imholz begrüßte uns unter der Türe, mit wenigen Worten. Sie war sonst eine recht gesprächige Frau. Jetzt hatte sie rotgeweinte Augen. Wir folgten ihr in die Stube, der Pfarrer voran, ich hintennach. Sie nahm uns Hut und Mantel ab. Ich sah ihr an, wie sie stritt, ob sie uns beide miteinander, oder den Pfarrer zuerst zu dem Kranken führen sollte, oder gar mich noch vor dem Pfarrer. Dann bat sie um etwas Geduld. Daß sie den Austrag ihres Seelenkampfes vor ihren Mann trage, erriet ich, trotzdem mich der Pfarrer in ein Gespräch band. Die Frau kehrte wieder, war verlegen und in der Verlegenheit recht lieb und hilflos: Der Herr Pfarrer solle es ja nicht übelnehmen, aber der Mann habe ein solches Verlangen nach dem jungen Herrn. Seit er erfahren habe, daß er heimgekommen sei, sei er direkt eigensinnig. Das sei er sonst ganz und gar nicht.

Sie hatte eine Zimmertüre halboffengelassen. Die tat ich nun ganz auf, schloß sie sacht. Es war ein Zimmer, wie sie alle auf dem Lande sind: Niedrig, mit Wänden ohne Farbe und Bilder, Fenster, die verhängt waren, eine breite Kommode mit Tüchern und Flaschen, darüber ein blanker Spiegel, hinter dem ein Bündel vergilbter Uhren hing, fast geometrisch genau in der Mitte ein Tisch mit rot-weiß besticktem Tuch und zwei Stühlen, überall der verborgene Geruch von Medizin. Da stand in einer Ecke noch ein Blumengestell. Was darauf blühte, sah ich nur undeutlich, denn aus dem breiten Bett mit schneeweißen groben Rissen langte eine Hand nach mir. Ich griff rasch nach dieser Hand, spürte, wie sie schwielig und groß war, drückte sie lange, seltsam ergriffen, freute mich an dem warmen Druck, der sich um meine Hand legte.

„Das ist schön, daß Ihr kommt, Herr! Seid

willkommen! Nehmt Platz da, auch wenn der Stuhl hart ist."

"O, das macht nichts, macht gar nichts!" Erst jetzt ließ ich die Hand los und zog den Stuhl herbei. "Wie geht es aber, Herr Imholz? Haben Sie große Schmerzen?"

Ich habe nicht die Gabe, an einem Krankenlager zu sprechen. Das hat mich schon oft und herb gequält. Nicht aus Ekel vor Krankheit und nicht aus Furcht vor Tod finde ich keine Worte. Vielleicht aus dem heißen Mitleid meines Herzens. Sicher vor der traurigen Gewißheit der Ohnmacht gegenüber Schmerz und Leid —

"Danke für die Nachfrage, Herr. Wißt, eigentlich krank bin ich nicht. Es ist nur das Alter und die Schwäche. Ganz besonders die Schwäche! Wenn man mehr als siebzig ist, ist man halt nur noch Schwäche! Aber es wird so sein müssen! Ich klage auch nicht!"

"Das ist brav," sagte ich und schwieg wieder. Mehr konnte ich nicht sagen, wußte nicht einmal, ob ich recht oder schlecht geredet hatte.

"Ihr werdet wohl erstaunt gewesen sein, als ich Euch rufen ließ," fuhr der Alte fort. Ich wunderte mich, wie frisch er sprach, trotzdem ihm der Tod sichtbar im Gesichte stand. Ich wollte ihm sagen, daß ich gerne gekommen sei. Aber er war schon wieder im Sprechen.

"Ich habe Euch etwas zu sagen. Ich habe es noch nicht vielen gesagt. Nur der Frau etwas, nicht alles. Da, schaut einmal her!"

Er wies mit der Hand nach einer kleinen, eigenartigen Pflanze, die auf dem Nachttisch, dicht bei dem Bett stand. Sie war wie eine kleine, schüchterne, niedliche Palme und sah wie ein wunderbares Gewebe aus. Kurz über der Erde des einfachen Topfes strahlten hellgrüne, zarte, schlanke Stengelschen aus, wie feines Gras. Jedes dieser Grasstengelschen fächerte sich weiter oben wieder, in haarfeine und hauchzarte Fäden. Das war alles traumhaft lieblich, schleiergleich sanft, spinnwebbeduftig, schmerzhaft schön. Wasserpalme nennt die Liebhaberei diese Pflanze, die Botanik hat ihr das stolze Cyperus beigelegt.

Den Sinn für Pflanzen habe ich von meinem Vater mitbekommen. Es bedurfte jedoch keiner Liebe, um die Pflanze, die mir der Alte zeigte, schön zu finden. Sie wirkte auf mich wie ein kleines Wunder. Nicht deshalb, weil die Bewohner des Dorfes für Pflanzen, die keinen sicht- und greifbaren Nutzen tragen, wenig genug

übrig haben. Auch war es nicht die erste ihrer Art, die ich sah. Aber ich konnte meinen Blick nicht wenden, vergaß wieder zu sprechen. Da fing der Alte wieder an:

"Die hat mir Euer Vater gegeben. Am Tage, da man Euch getauft hat. Sie ist also so alt wie Ihr! Ich habe sie aber auch gepflegt, ich darf schon sagen: wie ein Vater. Jeden Tag hab' ich ihr Wasser gegeben, sie an den richtigen Platz gestellt, die Fäden abgeschnitten, die abstarben. Jetzt hab' ich sie fünfundzwanzig Jahre. Ein Alter, für solch ein zartes Pflänzchen!"

Eine seltsame Bewegung quoll in mir auf, die Bewegung, die jeden großgewordenen Jungen ergreift, wenn Andere von seiner zarten Jugend sprechen. Mir war, als müßte ich dem Alten etwas sagen, das lieb war, so lieb, daß man es gar nicht sagen konnte, als müßte ich auch die Pflanze küssen, die so alt war wie ich, Stengelschen um Stengelschen, Fäden um Fäden, so küssen, wie nur Kinder küssen, die noch nicht wissen, was ein Kuß ist. Aber ich schwieg nur und küßte nicht, fand keine Worte und fand keine Küsse, keine.

"Ihr müßt aber auch noch wissen, warum mir Euer Vater — Gott vergelte es ihm! — die Wasserpalme gegeben hat. Das ging so zu: Da Eure Mutter so schwer darniederlag, nachdem sie Euch zur Welt gebracht hatte, hat Euer Vater mit dem Tausen zugewartet, bis sie wieder zu Wege war. Inzwischen hat es einen Schnee heruntergeworfen, einen grausamen Schnee. Mit Schlitten hat Euer Vater die Taufleute ins Kirchdorf geführt; denn unser Dorf hatte noch keine Kirche. Der Weg zum Kirchdorf ging, wie heute noch, durch die Hänge, wo es steil und fehrig und abgründig ist. Eure Taufe wurde fröhlich gefeiert, wie es damals noch Brauch war in der Gegend. Zudem war es ja ein doppelter Freudentag. Auf dem Heimweg scheuen die Pferde am Schlitten, in dem man Euch trägt. Grad in den Hängen scheuen sie, reißen aus, jagen talwärts, rasen durch die Rehren. Es nützt nichts, daß sich Euer Vater, der doch auch ein starker Mann ist, an den Zügeln wehrt. Die wilden Pferde ziehen ihn daran nach vorn, daß er sie fahren lassen muß, um nicht in die Hufe gerissen zu werden. Da komm ich die Hänge herauf, mit einem Bündel fertiger Stickswaren unter dem Arm, die ich dem Fergger bringen soll. „Johannes“, sag' ich zu mir, „da ist Gefahr!“ Ich schmeiß' das Bün-

del weg, stehe mitten in die steile Straße, grabe meine Füße in den Schnee, so gut es geht, mache meine Fäuste. Das waren noch Fäuste, damals, vor denen mancher die Furcht gekriegt hat! Trotzdem ich damals schon die Hälfte der Vierziger auf dem Rücken hatte. Also: ich mache mein Paar Fäuste und die Pferde schießen auf mich zu. Ich weiche und wanke nicht, bis ich ihren wilden Atem spüre. Da werf ich mich einen Schritt auf die Seite und einen nach vorn und kratze meine Fäuste in die Räume des einen Tieres. Ich höre, wie es stöhnt, und spüre, wie es mit seinen Beinen wild an mir vorbei nach vorn schlägt. Einige Sprünge auch schleift es mich vorwärts. Ich aber hänge mit meiner ganzen Kraft und mit dem ganzen Gewicht an seinen Bäumen. Und dann zwing ich einmal seinen Kopf nieder und endlich sinken seine Beine in die Knie. Darüber strauchelt auch der andere Gaul, den das Geschirr und die Deichsel und das gestürzte Tier auch noch niederziehen. Da steht der Schlitten still!"

Fast atemlos hatte ich gelauscht. Das war's, das! Nichts Geringeres als mein Retter hatte mich gerufen, auch der Retter meines Vaters — etwa gar noch der Mutter! Nun lag der Retter im Sterben. Noch war Zeit, ihm zu danken. Und drängend stieg die Dankbarkeit auf meine erregt zuckenden Lippen. Und doch kam ich nicht zu Worten. Der Alte sprach weiter. Als fürchtete er, nicht mehr alles sagen zu können.

„Wenn Ihr bis jetzt das nicht so genau erfahren habt, soll's mich nicht wundern. Mir ist es so recht. Damals aber hat mich Euer Vater auf den Abend zu sich bestellt, obwohl ich ihm schon auf der Straße gesagt hatte, daß ich nur getan habe, was Christenpflicht und was Menschenpflicht sei. Bin dann aber doch gegangen. Und Euer Vater ist mir Bürgschaft gestanden. Hatte da einer im letzten Underdorf ein Häuschen gebaut und war während des Bauens falliert. Das Häuschen hat mir schon immer gefallen, aber ich hatte keinen Rappen und einen Ruf, einen Ruf! Und nun steht mir Euer Vater, ohne daß ich davon sprechen muß, Bürge und gibt mir auch noch das Geld für eine Stickmaschine. Wegen dem, was ich getan habe, wäre das sicher nicht nötig gewesen. Aber ich war dann doch so froh, daß ich heute noch nicht sagen kann, wie. Und dann hat mir Euer Vater noch etwas gegeben: Ich habe zu allen Zeiten eine

Luft an den Blumen und an den Pflanzen gehabt. Und einmal nun, als ich für Euren Vater etwas besorgen mußte, habe ich seine Sammlung angeschaut. War das eine Pracht! Aber das Schönste und Seltenste war doch eine Wasserpalme. Die hat mich gepackt wie ein Fieber. Ich hätte sie stehlen können! Ja, stehlen! Euer Vater soll es mir nachträglich noch verzeihen. An jenem Abend sagt Euer Vater zu mir: Imholz, ich weiß, daß Ihr die Blumen gern habt. Wählt Euch aus. Und er hat mich in sein Treibhaus geführt. Da hab' ich halt die Wasserpalme genommen!

Und jetzt komme ich erst zur Hauptsache, wegen der ich Euch habe rufen lassen. Wie ich mich schön bedankt habe und Euer Vater mit eignen Händen die Wasserpalme ins Papier packt, ist Eure Mutter gekommen. Und bedankt sich auch noch bei mir, wie es eben nur Eure Mutter tun konnte. Ich werde vor Verlegenheit rot wie ein gesottener Krebs und weiß gar nichts anderes zu sagen, als daß ich nur meine Christen- und Menschenpflicht getan hätte. Eure Mutter hat mir alle Verlegenheit genommen und dann hab ich mir sogar noch ein Herz gefaßt und gesagt, wenn es nicht unverschämmt sei, so hätte ich, das Kind noch einmal sehen zu dürfen. Ich habe Kinder immer furchtbar gerne gehabt. Trotzdem hat mir der Herrgott keine gegeben. Lange Jahre habe ich deswegen gewütet — dann war ich deswegen nur noch traurig, endlich habe ich mich dreingeschickt. Denn es war besser. Eure Mutter und Euer Vater führen mich ins Kinderzimmer, dort liegt Ihr, will sagen das Kind in den Kissen, schaut, schon etwas verwundert, nach den großen Menschen. Da hab ich halt dem, was in mir schaffte, nachgeben müssen und habe mich tief zu dem Kindelein niedergebeugt, habe mit ihm zu sprechen angefangen, wie man mit solchen kleinen Geschöpfchen spricht. Da — ich hör's noch, wie wenn's gestern gewesen wäre — da jauchzt Eure Mutter: Er lächelt, er lächelt! Zum ersten Mal! Zum allerersten Mal!

Mich habt Ihr, Herr, zum ersten Mal in Eurem Leben angelacht!

Johannes, sprach ich dann zu mir selber, als ich, mit der Wasserpalme, die ich wie ein Kind auf dem Arm trug, durch die kalte Winternacht schritt, Johannes, du bist ein Säufer und vertrinkst alles, was du verdienst. Du lässest deine brave Frau hungern und lässest sie

frieren im Winter. Du bist ein Krachbruder und schlägst nicht nur Strolche von deiner miserablen Art, sondern noch deine gute Frau. Du bist allen anständigen Leuten ein Greuel. Sie gehen in weitem Bogen um dich herum auf der Straße und rücken weit ab von deinem Stuhl und Platz im Wirtshaus. Das Amt hat dir schon die Wirtshäuser verboten und hat dir mit Versorgen gedroht. Du bist, mit einem Wort, ein ganz hundetrauriges Subjekt! Und da kommst du, Johannes, der Säufer und der Lump, an den Stubenwagen eines paarwöchigen Kindleins und es lächelt dich an, lächelt dich an, lächelt dich, wie es zum ersten Mal überhaupt lächeln kann, an, dich, Johannes, den Säufer und den Lump. Trotz deinem Trinker-ge-sicht und dem Räuberbart! Es lächelt nicht die Mutter zum erstenmal an, die fast ihr Leben hat lassen müssen an ihm. Es lächelt auch nicht den Vater an. Es hat dich angelächelt, dich, Johannes! Mach, daß es dich später auch noch anlächeln kann, wenn es einmal weiß, was so ein Lump ist und was so ein rechtschaffener Mensch ist.

Das hab ich Euch sagen müssen, Herr. Ihr seid ja zwar studiert und weitgereist, aber glauben werdet Ihr es mir doch: Wenn ich jetzt so ruhig sterben kann — das hat Euer Lächeln, Euer allererstes Kinderlächeln gemacht!“ —

Er sank, erschöpft vom vielen Sprechen in die Kissen.

Mich aber packte etwas, das mir heiß in Herz und Augen drang. Mein Mund brannte, fand keine Worte, keine.

Dafür griff ich nach der Hand des Sterbenden. Und was Heißes in meiner Seele wogte und meinen Leib und meine Glieder schüttelte, floß über in den Druck, den ich lange, lange um die alte, sterbende Hand legte.

Und wie ich ihm ins Gesicht schaute, da schoß eine milde Qual in mir hoch: Ich hatte ja kein Kinderlächeln mehr!

Und doch muß mir etwas, das wie jenes erste Lächeln war, gegeben worden sein. Ich sah es im Gesicht des Sterbenden, der es an meinem Gesicht sah — — —.

Als mich die Kunde von seinem Tode erreichte, war ich schon wieder in der fernen Stadt. Ich machte die ganze lange Reise, um hinter seinem Sarge schreiten zu können. Den hat mein Vater zu einem einzigen Blumenstrauß gemacht, trotzdem es Winter war. Dann habe ich die Wasserpalme geholt, die sein letztes Wort mir zugebracht hat.

Wie ich, die Pflanze im Arm, scheidend meine Mutter küßte, legte sie ihre weichen Hände darum. „Laß’ sie mir,“ bat sie. Die Bitte war mir fremd, der Ton, mit dem sie sprach, seltsam traurig, der Blick, den sie mir dabei gab, ergreifend feucht. Ich zögerte, ohne es zu wollen. Ich wußte, daß ich die Wasserpalme ihr geben werde, auch wenn ich sie gerne mit mir in die Welt hinausgenommen hätte. Als ein wunderbares Stück Heimat, als süßer Ton aus der Kindheit. — So hielt ich sie länger im Arm, als ich wollte.

„Laß’ sie doch mir,“ bat die Mutter noch einmal. „Schau: es ist doch etwas aus den Tagen, da Du noch ein Kind, mein Kind warst. Daran hab’ ich ja nur noch das Erinnern, sonst nicht mehr viel. Mir ist dieses Pflänzchen, nicht nur der Geschichte wegen, so lieb. Mir ist es wie Dein Lächeln, Dein erstes, allererstes Kinderlächeln — Du hast es verloren — es mußte so fein — das Pflänzchen hat es erhalten — für mich — Deine Mutter —.“

Lied von der Nacht.

Weiche Hände hat die Nacht,
alles wilde Tagesleben
wird von ihnen still gemacht
und dem Schlaf anheim gegeben.

Müde kreist im Leib das Blut,
seine Wellen sind zerronnen,
wenn wir gänzlich in die Sut-
traumerfüllter Nacht versponnen.

Alle Wünsche welken hin,
leise wird, was uns erregte,
wenn die große Schweigerin
ihre Hände auf uns legte.

Leicht wird, was uns schwer gemacht,
auch das Leid, um das wir wissen,
wenn uns all’ die Mutter Nacht
niederbettet in die Kissen

Rudolf Schneyer.